

## Welthandel und Weltkrieg

I.

Das Verständnis vom Wesen des Krieges zu fördern und seinem Ursprung nachzugehen, ist eine Zeitaufgabe für Neutrale. Das ist kein Einmischen in fremde Angelegenheiten; denn der Krieg — man spürt's auch in friedlichen Ländern — geht alle an, in erster Linie durch die Erschütterung der ökonomischen Ordnung. Raum hat je ein Krieg so große wirtschaftliche Werte vernichtet wie der gegenwärtige. Das drängt sich der Phantasie auf. Und darum mögen auch solche Leute, die keinen Anlaß haben, die Ereignisse anders als nach eigenem Urteil zu würdigen, leicht versucht sein, das Wesen und den Grund des Krieges in wirtschaftlichen Verhältnissen zu suchen und zwar um so mehr, je ausgesprochenener ein kriegsführendes Volk Handelsmacht ist. Deshalb wird auch der englisch-deutsche Konflikt vor allem als Austrag kommerzieller Rivalität angesehen.

„Man spricht und schreibt so viel von der Handelskonkurrenz, worin der wahre Kriegsgrund zu suchen sei. Aber lauter, als alle Schlagwörterliteratur den Gegensatz der wirtschaftlichen Interessen betonen kann, verkünden die Tatsachen die Wahrheit von der allgemeinen Solidarität, die eine Frucht ist der Entwicklungsreihe: Freihandel — Weltverkehr — Weltwirtschaft. Heute liegt die Weltwirtschaft in Scherben, aber die Solidarität ist geblieben: alle leiden, und die friedlichen Völker nicht am wenigsten.“

Das war vor kurzem hier zu lesen als Ausdruck des Zweifels an dem angeblich die „hohe Politik“ regierenden Widerstreit der wirtschaftlichen Interessen. Es lohnt sich, nachzuforschen, ob die Zeit vor dem Kriege, in der sich die Handelsrivalität entwickelte, ganz andere Schlüsse zu ziehen erlaubt, ob etwa das Gedeihen des einen jeweiligen auf Kosten des andern gegangen ist oder ob der eine den andern an der Entfaltung seiner wirtschaftlichen Kräfte hinderte, so daß aus bloßen ökonomischen Gründen der gewaltsame Versuch, die politischen Machtverhältnisse zu ändern, erklärt werden kann.

Um gleich den Kolonialbesitz vorwegzunehmen, der ja mit Vorliebe unter den rein wirtschaftlichen Gesichtswinkel gestellt wird: ist es richtig, was hundertfach vorboziert und nachgesagt wird, daß Kolonien notwendig seien, um einem europäischen Volk die volle Entfaltung seiner Kräfte zu erlauben? Ein Beispiel: Portugal ist einer der ältesten Kolonialstaaten. Ist das portugiesische Volk wirtschaftlich und kulturell etwa weitergekommen, als zum Beispiel die Schweden oder die Schweizer? Wer dem Aberglauben frönen sollte, daß Großmächte unter andern Naturgesetzen stehen als kleine Völker, dem genüge der Hinweis auf den gewaltigen, alle Kräfte der Nation anspannenden wirtschaftlichen Aufstieg Deutschlands, das ohne nennenswerte Kolonien zu einer Industrie- und Handelsmacht allererster Ordnung geworden ist. Vom gesamten deutschen Außenhandel entfiel nur knapp 1/4 vom Hundert auf den Handel mit den eigenen Kolonien; vom Handel der Kolonien kam nur ein Fünftel auf den Verkehr mit der Heimat.\*

An erster Stelle unter den Abnehmern Deutschlands steht Großbritannien, und unter den Absatzgebieten für englische Waren steht — nach Britisch Indien — Deutschland obenan! Da ist doch augenscheinlich, daß die Kaufkraft des einen immer dem andern zugut kommt, und daß die wirtschaftlichen Interessen der beiden rivalisierenden Nationen in der Hauptsache gleich laufen. Der Welthandel ist nicht eine bestimmte und begrenzte Größe, eine Erbschaft, in die sich die Völker in der Weise teilen, daß jedes den Erbteil des andern schmälert. Wo käme sonst die Weltkonjunktur her? Je lebhafter der internationale Handel geworden ist, um so gleichmäßiger ist doch in aller Welt der Stand des wirtschaftlichen Barometers. Das trifft nicht nur auf einzelne Jahre zu; es gilt für die ganze Entwicklung. Der große wirtschaftliche Aufstieg begann für Deutschland, Nordamerika, Italien und Japan gleichzeitig in den sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts; in Frankreich hatte er etwa zehn Jahre früher eingesetzt, England

war als ältester Industriestaat allen vorausgegangen; aber weder die französische, noch die englische Entwicklung wurden durch das Wachstum der andern enturzelt, so wenig als das Gedeihen der ältern Wirtschaftsmächte dem der jüngern Tau und Sonne raubte. Raum für alle hat die Erde. Sollte das auf einmal anders geworden sein?

Es gibt natürlich auch Konkurrenzschäden und wirtschaftlichen Chauvinismus (wir haben's im „Schokoladenkrieg“ erlebt), und daß im Verhältnis zwischen dem Besitzenden und dem Strebenden der „Krämerneß“ weder auf der einen noch auf der andern Seite eine Rolle spielte, wäre eine gewagte Behauptung. Der fremde Wettbewerb kann ganzen einheimischen Erwerbszweigen den Boden entziehen. Da ist es natürlich, daß sich die Mißstimmung der Betroffenen heftig äußert und auch ansteckend wirken kann. Solche Erscheinungen dürfen aber bei der Beurteilung einer Politik nur dann als Symptom gewertet werden, wenn die Haltung der Regierung damit übereinstimmt.

Ein typisches Beispiel ist der in der letzten Zeit von Paul Kohrbach ausgegrabene, vor vielen Jahren in der „Saturday Review“ erschienene Artikel, worin behauptet wurde, wenn Deutschland von heute auf morgen vernichtet würde, so gäbe es keinen Engländer, der nicht um so reicher würde. Das ist nun die denkbar schärfste Formulierung des wirtschaftlichen Antagonismus von Staat zu Staat. War aber diese Ansicht jemals richtig, hat sie standgehalten in der langen Zeit, die seither verflossen ist und traf sie besonders zu für den Zeitpunkt der Kriegserklärung Englands an Deutschland?

Der Artikel erschien 1887, also im Jahr des „Made in Germany“-Gesetzes. Die englischen Gewerbetreibenden waren zum erstenmal ernstlich beunruhigt durch den deutschen Wettbewerb. Aus dieser Zeitstimmung eines Bruchteils des englischen Volkes heraus wird jener Artikel geschichtlich zu erklären sein. Was geschah aber? Jahr um Jahr verschärfte sich die deutsche Konkurrenz, aber als die Regierung zur Zeit von Joseph Chamberlain den Versuch machen wollte, nach französisch-deutsch-amerikanischem Vorbild die heimische Industrie durch Schutzzölle zu sichern, da wurde sie von der öffentlichen Meinung weggesetzt. Und der hervorragendste Gegner der Schutzollbestrebungen, Asquith, steht an der Spitze der Regierung, die Deutschland den Krieg erklärt hat. Diese Tatsache, und dazu vielleicht auch der Umstand, daß Großbritannien gerade zur Zeit der schärfsten deutschen Konkurrenz und vorübergehenden wirtschaftlichen Stagnation Englands wiederholt mit Deutschland ein Bündnis gegen Rußland eingehen wollte (so namentlich in den Jahren 1898 bis 1902), sollten jedenfalls einen ernst zu nehmenden neutralen Beurteiler davor zurückschrecken, die Ursache des Krieges lediglich in widerstreitenden Handelsinteressen zu suchen. Die Berufung auf eine 28 Jahre alte private Äußerung ist um so wertloser, als man bekanntlich jeder beliebigen Regierungspolitik in jedem beliebigen Land — nicht einmal die schweizerische ausgenommen — gestützt auf Äußerungen eigener Staatsangehöriger jede beliebige Untugend und Torheit „nachweisen“ kann. Worauf es ankommt, das ist die Frage, ob wirklich der Welthandel in der Hauptsache den Verlauf eines wirtschaftlichen Interessenkonflikts darstellt, der naturgemäß zum Kriege führen mußte, oder ob im Welthandel nicht vielmehr die gemeinsamen Interessen der Kulturstaaten das Ueberwiegende sind. Die Frage ist von der größten moralischen, kulturellen und materiellen Bedeutung für die Zukunft des Abendlandes; sie geht die Neutralen in gleichem Maße an, wie die Kriegsführenden.

Die Art, wie gegenwärtig die Wirtschaft als Kriegsmittel gebraucht wird, genügt nicht, um den Kriegsgrund im Wirtschaftlichen zu suchen. Der Kriegsgrund liegt natürlich in den Verhältnissen, die vor Ausbruch der Feindseligkeiten bestanden haben — auch eine Binsenwahrheit, die man noch sagen muß. Ueber die wirtschaftliche Konkurrenz werden uns einige Zahlen Aufschluß geben, die Zeugnis reden sollen von der Entwicklung der drei größten Handelsmächte der Welt: Deutschland, England und der Vereinigten Staaten von Amerika. Wer in der Handelskonkurrenz den ausschlaggebenden Kriegsgrund erblickt, der stellt sich damit vor die Frage, warum der Krieg zwischen England und Deutschland und nicht eher zwischen England und Amerika ausgebrochen ist.

\* Diese, so wie im wesentlichen die folgenden Zahlen nach Friedrich Lenz, a. o. Prof. der Staatswissenschaften an der Technischen Hochschule in Braunschweig, in seiner Publikation „Ist Deutschlands Krieg ein Wirtschaftskrieg? Ueber die ökonomischen Grundlagen des deutsch-britischen Konflikts“. Berlin 1915, Gebr. Paetel.